



RASEN, REGELN UND HONIGBIENEN

Michel Bossart

Philippe Stärkle pflegt den Fussballplatz in Bad Ragaz, wo einst Borussia Dortmund trainierte. Gleichzeitig betreut er 40 Bienenvölker, die im Sommer auf Hochtouren arbeiten. Fussballrasen und Bienenweiden scheinen gegensätzlicher nicht zu sein, doch für Stärkle gibt es viele Parallelen. Struktur, Sorgfalt und ein Blick fürs Detail prägen seine beiden Berufe – ob auf dem Sportplatz oder vor den summenden Bienenstöcken.

*Bild vorherige Seite:
Blumenwiese mit Bienenvölkern.
Bild zVg*

Normalerweise würden hier Fussballschuhe über den Rasen trappeln, Bälle durch die Luft sausen und Trainer ihre Taktiken erklären. Doch an diesem Februarvormittag ist der Platz menschenleer – nur Philippe Stärkle ist da. Seit drei Jahren kümmert er sich als Platzwart um den Heimrasen des FC Bad Ragaz auf der Ri-Au. Im Winter gibt der Naturrasen wenig zu tun. Erst wenn es wärmer und die Tage länger werden, erfordert der Rasen wieder vermehrt seine Aufmerksamkeit. Doch Langeweile kommt ihm nie auf. Er lacht: «Hier gibt es immer etwas zu tun. Man muss die Arbeit nur sehen.» Wenn er nicht seine Kollegen im Werkhof unterstützen muss, erledigt er auf dem Sportplatz kleinere Reparaturarbeiten; er flickt beispielsweise kaputtgegangene Tornetze und bereitet die Plätze und Anlagen für das nächste Training der verschiedenen Fussballmannschaften vor.

Und für den Sommer legt er ein buntes Wiesenbord an: «Blumen statt Thuja», sagt er vieldeutig. Denn: «Fussballplätze sind nicht gerade der Inbegriff gelebter Biodiversität», fügt er hinzu. Umso mehr freute sich der 39-Jährige, als er die Erlaubnis erhielt, die ökologisch nahezu wertlosen Thuja-Hecken am Spielfeldrand durch eine Blumenwiese zu ersetzen. Denn Blumen sind mehr als nur eine optische Aufwertung des Platzes. Sie bieten Nahrung für genau jene Tiere, mit denen sich Stärkle auch abseits des Rasens intensiv beschäftigt: den Bienen.

Eishockeyspieler und Platzwart

Aufgewachsen ist der dreifache Familienvater in Abtwil bei St.Gallen und hatte bis vor wenigen Jahren weder mit Bienen noch mit Fussball etwas am Hut. «Schon als Kind habe ich leidenschaftlich gerne Eishockey gespielt», sagt er. Er freut sich, dass er heute im Hockeyteam Bad Ragaz Royals als Verteidiger wieder Anschluss gefunden hat. Seit der Geburt des ersten Kindes vor acht Jahren

wohnt Stärkle zwar mit seiner Familie in Vasön im Taminatal; doch bis vor drei Jahren pendelte er täglich nach St.Gallen zur Arbeit. Für ein zeitintensives Hobby wie Eishockey blieb da einfach keine Zeit mehr.

Als 2022 die Stelle als Platzwart auf der Ri-Au frei wurde, ergriff er die Gelegenheit beim Schopf: Sein Arbeitsweg verkürzte sich schlagartig um fast zwei Stunden pro Tag. Zeit, die er nun nicht nur dem Eishockey, sondern auch seinen Bienen widmet.

Und dann kamen die Bienen

Die Leidenschaft für Bienen entwickelte sich eher zufällig, aber schlagartig. Der Onkel seiner Frau habe ihn überredet, einen Imkerkurs am Plantahof zu machen, erinnert er sich. Es dauerte nicht lange, bis es ihm den Ärmel reingezogen hat. Ein Bienenvolk besteht je nach Jahreszeit aus 10 000 im Winter bis zu 60 000 Bienen im



*Philippe Stärkle auf der künftigen Blumenwiese vor dem Fussballplatz.
Bild Michel Bossart*



Bienen beim Verdeckeln des Honigs. Durch die Verdeckung mit Wachs wird der Honig haltbar gemacht.

Bild zVg



Ausflug mit Bienenvölkern: Wo Blumen blühen, fühlen sich Bienen wohl.

Bild zVg





Schnappschuss aus dem Jahr 2019. Die Kinder waren von Anfang an mit dabei wenn, wenn sich der Vater um seine Bienen kümmerte.



Ein Bienenschwarm im Mai.

Sommer. Davon sind die meisten Arbeiterinnen, während es nur einige hundert Drohnen – männliche Bienen – und eine einzige Königin in einem Volk gibt. Stärkle hat 35 bis 40 Bienenvölker, die in ebenso vielen Kisten wohnen. Anfangs hatte er alle Kisten bei sich zu Hause in Vasön. «Ich scheine ein glückliches Händchen zu haben und habe jedes Jahr immer mehr Völker. Seit ich in Bad Ragaz arbeite, habe ich auch hier einen Standort, wo ich die Bienenkisten aufstellen kann», erzählt er. Und in Bad Ragaz geht im Sommer so richtig die Post ab: «Im Vergleich zu Vasön gibt es hier so viele Gärten mit Blumen, die auch viel länger blühen. Den Bienen gefällt es hier richtig gut, man kommt mit der Arbeit kaum nach.»

Teures, aber dankbares Hobby

Stärkle ist seit einigen Jahren auch Vorstandsmitglied im Bienenzüchterverein Sarganserland und kümmert sich um den Lehrbienenstand in Berschis, wo der Verein Grund- und Weiterbildungskurse für Neuimker und -imkerinnen anbietet. Im zweijährigen Grundkurs lernen Interessierte von erfahrenen Imkern und Imkerinnen alles über die Pflichten bezüglich Tierhaltung und Lebensmittelproduktion und es werden ihnen alle praktischen und theoretischen Grundlagen der Bienenhaltung vermittelt. Der Kurs dauert 18 Halbtage, die auf zwei Jahre verteilt sind. Der zeitliche und finanzielle Aufwand ist nicht zu unterschätzen. Bei sechs Völkern muss man mit einem Zeitaufwand von 200 Stunden pro Jahr rechnen. Hinzukommen die Kurs- und Anschaffungskosten von zirka 7000 Franken.



Niemand zu klein, ein Imker zu sein. Philippe Stärkles Kinder helfen tatkräftig mit.



Die erste erfolgreiche Königinnenzucht: In jedem Kasten befindet sich eine Zucht-königin. Bilder zVg

Ein teures Hobby? «Ja», sagt Stärkle bestimmt. Er ist froh, dass er dank seines handwerklichen Geschicks auf viel Materialzukaufe verzichten und zum Beispiel die Kisten oder die Mittelwände selbst zimmern kann. «Und ich putze und recycle fast alles. So kann man ebenfalls viel Geld sparen», sagt er. Und letztendlich sei dieses Hobby auch nur möglich, weil seine Frau Martina und seine Kinder John, Carlo und Vivien ihm die Zeit dafür lassen: «Es gibt Tage, da sehen sie nicht allzu viel von mir!», sagt er.

Verantwortung für das Ökosystem

Die Bienenhaltung ist in der Schweiz meldepflichtig. Wer Bienen hält, muss seinen Standort beim zuständigen Kantonalen Veterinäramt registrieren lassen. Zudem müssen die Standorte der Bienenvölker im Geoportal des Bundes eingetragen werden. Dies dient der Seuchenprävention, insbesondere beim Auftreten von meldepflichtigen Bienenkrankheiten wie zum Beispiel der Amerikanischen Faulbrut. Neben der Meldepflicht gelten weitere Vorschriften: So müssen Bienenstöcke tiergerecht gehalten und regelmässig auf Krankheiten untersucht werden. Auch der Transport von Bienenvölkern unterliegt Auflagen, insbesondere beim Verstellen der Stöcke für die Bestäubung von Obstplantagen oder die Wanderimkerei. Stärkle präzisiert: «Imkern bedeutet, sich ständig zwischen Naturbeobachtung und Vorschriften zu bewegen. Wer Bienen hält, übernimmt eine Verantwortung – nicht nur für das eigene Volk, sondern für das gesamte Ökosystem.»

Tipps für Jungimker

Obwohl die Bienen das ganze Jahr über fleissig sind, beginnt das eigentliche Bienenjahr im Frühling, wenn die ersten warmen Tage die Völker aus der Winterruhe wecken. Die Königin beginnt zu legen, das Volk wächst und der Imker überprüft regelmässig den Zustand der Bienenstöcke. Er kontrolliert die Futtervorräte, den Gesundheitszustand des Schwarms und achtet auf Anzeichen von Krankheiten oder Parasiten wie die Varroa-Milbe, eine der grössten Bedrohungen für Honigbienen.

Im Mai und Juni erreicht die Population ihren Höhepunkt und die natürliche Vermehrung beginnt: das Schwärmen. Die alte Königin verlässt mit Tausenden von Bienen den Stock, um sich ein neues Zuhause zu suchen. Ein erfahrener Imker erkennt frühzeitig, wenn ein Volk schwärmen will, und kann durch gezielte Massnahmen – wie das Schröpfen des Volkes oder das Anlegen von Ablegern – eingreifen. Trotzdem kann es vorkommen, dass ein Schwarm wegzieht. In diesem Fall wird er nach Möglichkeit eingefangen. Das ist nicht nur im Interesse des Imkers, sondern auch im Interesse der Umwelt, denn verwilderte Bienenschwärme überleben oft nicht lange.

Dass er gut mit Bienen kann, hat sich herumgesprochen. Der kantonale Bieneninspektor hat ihn gebeten, dieses Jahr einen Weiterbildungskurs zu besuchen, in dem er die Grundlagen vermittelt bekommt, wie man die Asiatische Hornisse bekämpft. Diese invasive Art ist für Honigbienen bedrohlich. Sie jagt gezielt vor den



Das auf zirka 10 000 Bienen reduzierte Volk braucht im Winter seine ganze Energie, um die Königin warmzuhalten.



Gartengäste bei der Familie Stärkle in Vasön.

Bilder zVg

Bienenstöcken, indem sie heimkehrende Sammlerinnen abfängt. Die Bienen entwickeln eine Stressreaktion, fliegen weniger aus und sammeln dadurch weniger Nahrung. Das schwächt ganze Völker oder kann sie sogar vernichten. Stärkle freut sich auf die zusätzliche Aufgabe, denn indem Nester identifiziert und Massnahmen gegen die Ausbreitung eingeleitet werden, schützt er einerseits heimische Bienenvölker und kann andererseits mithelfen, die invasive Art in Schach zu halten.

Mit Honig Freude bereiten

Stärkle erinnert sich noch gut an seine Anfänge als Imker. Wie alle Neulinge stand er vor vielen Fragen: Welche Bienenrasse ist geeignet? Wo dürfen die Bienenstöcke aufgestellt werden? Wie behandelt man die Varroa-Milbe? Als erfahrener Imker gibt er heute sein Wissen weiter, sei es im Verein, in Kursen oder im persönlichen Gespräch. Ein allgemeiner Tipp: Klein anfangen, genau beobachten und sich nicht scheuen, Hilfe zu holen. «Fehler gehören dazu», sagt Stärkle, «aber wer aufmerksam arbeitet, entwickelt schnell ein Gespür für seine Völker.»

«Auch ich habe Fehler gemacht», lacht er. Zum Beispiel habe er einmal bei schönem Wetter draussen Wachs geschmolzen. Das habe nicht lange gedauert und die Bienen aus der ganzen Umgebung seien dem Geruch gefolgt und eingeflogen. «Das ist eine Arbeit, die man bei Regen machen muss!» Aber er weiss auch von vielen schönen Momenten zu berichten. Immer dann zum Beispiel, wenn es mit der Vermehrung klappt. Oder wenn er jemandem mit einem Glas Honig eine grosse Freude bereiten kann.

Was Fussballer von Imkern lernen können

Zurück auf den winterlichen Fussballplatz auf der Ri-Au: Bad Ragaz hat sich in den letzten Jahren einen Namen als Trainingsort für Spitzenmannschaften und National-

teams gemacht. So hat sich beispielsweise Borussia Dortmund bereits 13 Mal hier auf die Saison vorbereitet. Mit den Mannschaften kommen auch die Fans, was für Stärkle jedes Mal viel Arbeit bedeutet. Kürzlich wurde bekannt, dass in diesem Sommer kein Fussballverein hier trainieren wird. Das liegt aber nicht am Fussballplatz, sondern daran, dass sich die Hotels in der Hochsaison lieber auf die Stammgäste konzentrieren als auf die Fussballer. Stärkle stört das nicht, er hat auch mit den Spielern des FC Bad Ragaz genug zu tun, zumal die erste Mannschaft vielleicht bald von der dritten in die zweite Schweizer Liga aufsteigt.

Herr Stärkle, können die Fussballer etwas von den Bienen lernen? Er lacht und zögert keine Sekunde mit der Antwort: «Ordnung! Kaum zu glauben, was er jedes Mal alles zusammensuchen muss: Trinkflaschen, Bälle, Jacken, Schuhe... unglaublich, das kostet alles, aber oft holt niemand etwas aus der Fundkiste ab. Im Gegensatz dazu sind Bienen ordentlich und ihr Zuhause stets geputzt und tipptopp aufgeräumt.»

Heute fühlt sich Stärkle im Sarganserland wohl und heimatlich verbunden. Im Taminatal ist er mit seiner Familie zu Hause, in Bad Ragaz schaut er auf der Ri-Au nach dem Rechten und an beiden Orten nach seinen 40 Bienenvölkern. Das sind im Sommer fast 2,5 Millionen Lebewesen, um die er sich mit viel Engagement und grossem Fachwissen kümmert.

ÜBER DEN AUTOR

Michel Bossart aus Benken SG ist freischaffender Journalist und schreibt für verschiedene Medien im In- und Ausland. Sein Schwerpunkt liegt auf Porträts von Menschen mit ungewöhnlichen Lebenswegen, die durch ihre Leidenschaft, ihren Beruf oder ihr Engagement herausstechen. Dabei interessiert ihn besonders, wie individuelle Geschichten grössere gesellschaftliche Themen spiegeln.

50 Jahre «Terra plana» oder die Erde dreht sich

Silja Lippuner*, Murg

Rückblick auf die Zeit zwischen 1970 und 2020



In einem Alter, in dem andere allmählich in Würde ergrauen, wird die «Terra plana» immer bunter. Die erste Ausgabe erschien im Juni 1970 – in Schwarz-Weiss, wie es für Zeitschriften damals üblich war. Aus Anlass ihres 50. Geburtstags wagen wir einen kleinen, lockeren und lückenhaften, ja fast schon willkürlichen Rückblick auf die Zeit zwischen 1970 und 2020.

Seit einem halben Jahrhundert schreiben Autorinnen und Autoren über regionale Themen aus Kultur, Geschichte, Wirtschaft und Tourismus. Die Zeitschrift «Terra plana» wurzelt, obschon regional fokussiert, im Boden zweier Länder: Ihr Einzugsgebiet umfasst die Regionen Sarganserland, Werdenberg, Obertoggenburg, Gaster und Bündner Herrschaft sowie das Fürstentum Liechtenstein. Die allererste Ausgabe im Juni 1970 umfasste 80 Seiten und erschien in einer Auflage von 8000 Exemplaren. Damals kostete die Einzelnummer 3.50 Franken, das Jahresabonnement sechs Franken. Die Artikel hiessen unter anderem «Buchs – vom Bauerndorf zum Einkaufszentrum», «Der Freisitz oder das Schössli zu Sax», «Die Kantonsschule Sargans als Bindeglied», «Das Liechtensteiner Bergland», «Die Geschichte des Fürstenhauses», «Die Bäderklinik Valens», «Die Entsumpfung des Seeztales» oder «Das Murgtal».

In ihren ersten drei Lebensjahren erschien die «Terra plana» zweimal jährlich und schwarz-weiss bebildert, heute

sind es vier farbige Ausgaben pro Jahr. Und: Kurz vor der magischen 50 hat das Magazin mit Susan Rupp seine erste Chefredaktorin bekommen.

Grosse Veränderungen

Wie sah die Welt aus, damals, als die allererste «Terra plana» druckfrisch in den Briefkästen landete? Allein die Druckereibranche hat seither einen immensen Wandel erlebt. Die Entwicklung des Internets hat 20 Jahre später auch den Alltag der schreibenden Zunft umgekrempt. Doch anfangs der Siebziger war das ferne Zukunftsmusik: Die Digitaltechnik steckte noch in den Kinderschuhen. Und auch die Lebenswelt der Menschen war eine komplett andere.

West- und Ostmächte standen noch mitten im Kalten Krieg. Die Schweizer Frauen hatten sich gerade erst das Stimmrecht erkämpft (1984 wurde Elisabeth Kopp als erste Frau in den Bundesrat gewählt). Die Siebzigerjahre waren für die Schweiz eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, man holte ausländische Arbeitskräfte ins Land – viele italienische Gastarbeiter verdienten ihr Brot in den regionalen (Textil-)Fabriken. Der Verkehr nahm zu. Die Bevölkerung wuchs. Die Globalisierung beschleunigte sich.

Auf der anderen Seite spielte sich das regionale Leben in den Siebzigern weitgehend im Dorf ab. Nicht jeder besass ein Auto, der öffentliche Verkehr war noch wenig ausgebaut, die Laden- und

«Werte, die beständig bleiben»



Die kleine Zeitreise über fünf Jahrzehnte zeigt: Vieles hat sich seit 1970 verändert. Veränderung heisst sowohl Verlust als auch Gewinn. Vertraute Plätze und Gebäude sind nicht mehr da, lieb gewonnene Menschen sowieso. Arbeit und Freizeit haben ein neues Gesicht bekommen. Auf der anderen Seite gibt es heute wohl mehr Raum für Individualität: Einschränkende Moral ist einer grösseren Toleranz in vielen Bereichen gewichen. Die Kommunikation ist schneller und intensiver, dank technischen Mitteln «ist die Welt ein Dorf» geworden.

Will man nach 50 Jahren Bilanz ziehen, gibt es sowohl positive als auch schwierige Entwicklungen. Man kann

sie mitgestalten und im positiven Sinne mittragen – verhindern kann man den Wandel nicht. Das ist auch gut so. Und zum Glück gibt es Werte, die beständig bleiben: die «Terra plana» etwa. Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!

von Mathias Bugg



**in Zusammenarbeit mit Mathias Bugg, Roger Perret, Thomas Brandes und dem Worldwideweb, das sich zur Geburtsstunde der «Terra plana» noch im Reich der Ideen befand.*

*Bild vorherige Seite:
In den letzten 50 Jahren ist es wärmer geworden im Land: Ein Zeichen dafür ist der 2019 für tot erklärte Pizolgletscher.
Archivbild Hans Bärtsch*

Beizen-Landschaft intakt. Mobilität und Kommunikation hatten einen anderen Stellenwert als heute, Gespräche waren eine eher mündliche als schriftliche Angelegenheit. Handys fanden erst um die Nullerjahre Verbreitung, es gab keine Computer. Zu Hause hingen schwarze Wandtelefone, die Telefonnummern waren nach der Vorwahl fünfstellig. Mathias Bugg, Präsident des Historischen Vereins Sarganserland und Kantonsschullehrer aus Berschis, erinnert an Eckpunkte einer Zeit, die er selber als Bub noch miterlebt hat.

Wollten wir zurück in die Siebziger, müssten wir unser Lebenstempo drosseln. Das öffentliche Leben war analog, der Mensch gemächlicher unterwegs. Dies lag mitunter daran, dass es weit weniger Autos gab, weit weniger Verkehr. Das Automobil war ein Statussymbol; wer eines hatte, war stolz darauf. Jeweils am Samstagnachmittag wurde es auf dem Vorplatz gewaschen und poliert, am Sonntag fuhr man – natürlich «gsuntiget» – mit ihm aus. Die Fahrt konnte ganz schön holprig werden; da ging es über teils ungeteerte Strassen und Feldwege. Apropos Verkehr: Die Hauptstrasse am Walensee und durchs Seeztal war in den Sechzigern zweispurig eröffnet worden – erst in den Siebzigerjahren wurde sie auf vier Spuren erweitert. Der öffentliche Verkehr auf Nebenrouten war praktisch inexistent. Die Züge fuhren im Stundentakt oder seltener.

TERRA PLANA



Halbjahreszeitschrift
für Tourismus, Wirtschaft,
Geschichte und Kultur,
Gemeindewesen, Wanderwege usw.

1 Juni 1970

Verbreitungsgebiet:
Bezirke Sargans, Werdenberg
Fürstentum Liechtenstein
Obertoggenburg, Gaster und
Bündner Herrschaft

Verlag Terra plana 8887 Mels
Druck Sarganserländische
Buchdruckerei AG. 8887 Mels
Telefon 085 / 2 12 55

Die erste Ausgabe der Terra plana vom Juni 1970.

Leserin der ersten Stunde



Anita Giger (80) ist «Terra plana»-Leserin der ersten Stunde. Als kunst- und kulturaffine St.Gallerin auf dem Land hatte sie stets ein lebhaftes Interesse an der regionalen Kultur und ihren Traditionen. Der Liebe wegen ist sie in jungen Jahren ins Sarganserland gezogen. In Murg haben sie und Titus Giger vier Kinder grossgezogen, ein Unternehmen geleitet und eine politische Karriere verfolgt. In ihrem Estrich finden sich alle «Terra plana»-Ausgaben seit 1970.





Die ehemalige Textilfabrik Stoffel AG in Mels: Eindrücke aus früheren Zeiten sowie die erste Etappe des Umbaus zu Wohnungen.

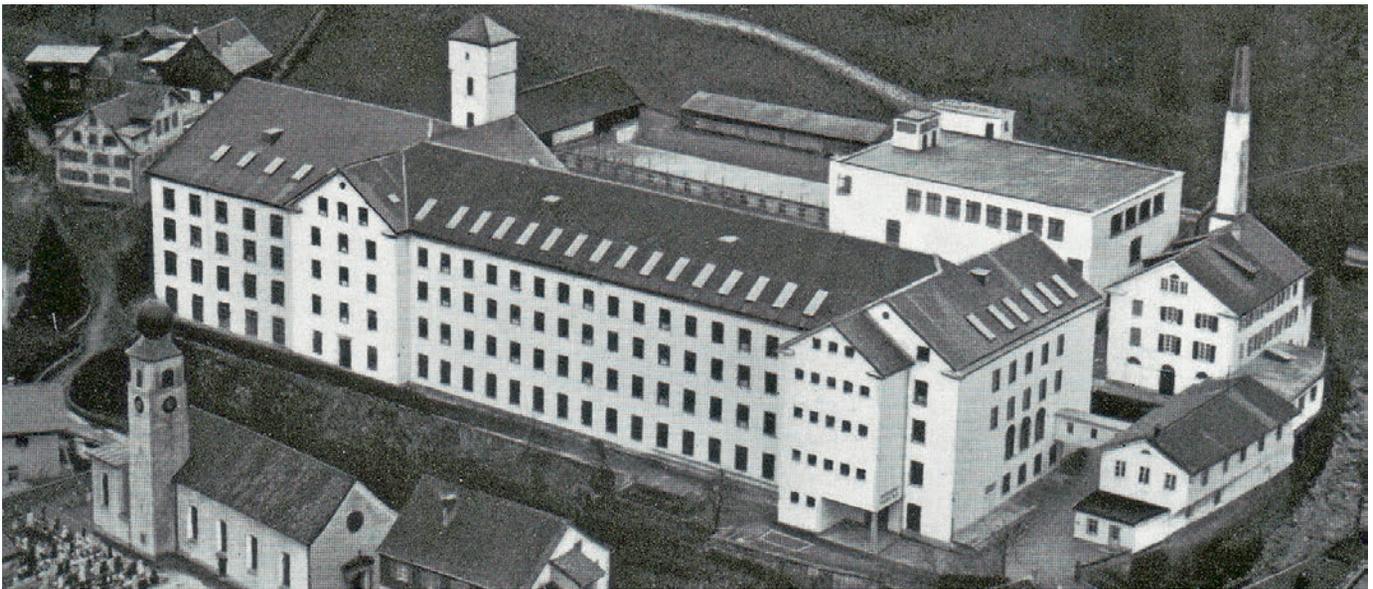
Dafür blühte das Dorfleben. Bis anfangs der Siebzigerjahre gab es in allen Dörfern noch kleine Läden. Die hiessen dann etwa «Comestibles», «Gemischtwaren» oder «Südfrüchte». Mehrere Metzgereien und Bäckereien boten lokale Produkte an.

Weitere Einkäufe konnte man im Konsum oder in der Milchzentrale tätigen. (Grössere Supermärkte wie Vilan [heute Manor] und Pizolpark waren erst gerade entstanden.) Kleinhändler wie Schuhmacher, Sensenschleifer, Maler, Schlosser und Schreiner boten ihre Dienste an. Die vielen Restaurants und Wirtschaften waren gut frequentiert. An den Stammtischen wurde getrunken und geraucht. Beizen bildeten Treffpunkte, hier wurden Meinungen gemacht und verbreitet. Sichtbare Kehrseite davon waren die «Säufer» und ihr offensichtliches Elend.

Die Kirche als moralische Instanz besass damals für viele Gemeinden und ihre Bewohner noch einen grossen Stellenwert. Kirchenfeste bestimmten den Jahresablauf stark mit (Prozessionen zu Fronleichnam, Auffahrt, Pfingsten, Ostern, Weihnachten). Der sonntägliche Kirchgang unterlag einem gewissen gesellschaftlichen Zwang. Wer sich entzog, musste soziale Sanktionen befürchten. Mathias Bugg erinnert sich im Speziellen an die damaligen Beerdigungen, die einem etwas anderen Ritual folgten als heute: «Die Toten wurden zunächst zu Hause aufgebahrt. Familie und Nachbarn kamen an ihrer Seite zum Gebet zusammen. Am Tag der Beerdigung wurde der Sarg mit Ross und Wagen zu Hause abgeholt. Kinder und Jugendliche trugen Kränze und begleiteten den Zug zum Friedhof.»

Pfarrerherren und Lehrer nahmen damals eine zentrale Rolle im Dorf ein, sie galten weitgehend unbestritten als Autoritäten. Historiker Bugg nennt die Namen einiger markanter Lehrerpersönlichkeiten aus dem Sarganserland: Ernst Geel (Sargans), Ferdi Hidber, Franz Wälti (beide Mels), Ferdi Stoop (Flums), Theo Linder und Paul Gubser (beide Walenstadt). Sie stehen für die Lehrer von damals, die mehrere Generationen der gleichen Familien geprägt haben. Ihre Schulklassen umfassten jeweils 35 bis 40 Schüler. Häufig wurden zwei Klassen zusammengelegt (1./2., 3./4., 5./6.). Die meisten Schülerinnen und Schüler waren «einheimisch», es gab nur wenige Zugezogene oder Migranten. Diese Minderheiten litten häufig unter Ausgrenzung.

Die Bevölkerung wuchs rasch. Mitte der Siebzigerjahre wurden in vielen Ge-



Die Spinnerei Murg: Die Fabrik in den Fünfzigerjahren sowie heute, als lebendige Mischung von Hotel-, Wohn- und Gewerberäumen.

meinden neue Oberstufenschulhäuser gebaut. Das Siedlungsgebiet dehnte sich massiv aus – «eine Herausforderung für die Raum- und Zonenplaner der Gemeinden», wie Mathias Bugg erwähnt. Es galt, die richtige Mischung an Einfamilienhäusern, Blöcken, Gewerbe- und Industriebauten zu realisieren. Viel Land wurde verbaut. Bugg nennt exemplarisch zwei Beispiele aus Sargans: In der Leginglen und im Ratell standen vor 1970 ganze drei respektive sechs Häuser, heute sind es deren 45 respektive 50. Viele Mehrfamilienhäuser und ganze Quartiere mit Blöcken wurden aus dem Boden gestampft. «Es wurde an Orten gebaut, wo man vorher nie gebaut hätte.» Im Zuge dieses Wachstums musste natürlich auch die Infrastruktur in den Gemeinden ausgebaut werden (Schulhäuser, ARA, neue Geschäfte, Strassen etc.).



Die Wasserkraft des Murgbachs bestimmte den Standort: Die Spinnerei wurde 1836 durch den Glarner Othmar Blumer aus der Taufe gehoben. 1996 musste der Betrieb eingestellt werden.

Auf menschlicher Ebene hatte die rasche Entwicklung auch Schattenseiten: Das Leben wurde anonym, die Menschen grüssten sich nicht mehr wie früher selbstverständlich auf der Strasse, der Zusammenhalt wurde schwächer. Viele Kleinhandwerker mussten ihr Geschäft aufgeben. Weitere Orte für Begegnungen und persönliche Beziehungspflege fielen damit weg.

«Die Erwerbsstruktur hat seit 1970 einen enormen Wandel durchgemacht», sagt Mathias Bugg. Der Boden für Landwirtschaft und Industrie bröckelte, Höfe verschwanden aus den Dörfern, Fabriken wurden geschlossen. Einen enormen

Aufschwung erlebte dagegen der Dienstleistungs-Sektor (Büros, Banken, etc.). In diesen fünf Jahrzehnten ist die Bevölkerung in der «Terra plana»-Region gemäss Statistik von rund 115 000 auf rund 168 000 Personen angewachsen (die Bevölkerung im Werdenberg stieg von rund 24 000 auf rund 39 000 Personen, im Obertoggenburg blieb sie mit rund 28 000 Personen ungefähr gleich, im Sarganserland stieg sie von 29 000 auf rund 40 500, in der Region Gaster von rund 9 500 auf rund 15 000, in der Bündner Herrschaft von rund 3 500 auf rund 7 000 und in Liechtenstein von rund 21 500 auf rund 38 500 Personen).

Die Region wird wärmer

Während all diesen Jahren ist es in der Region nicht nur dichter, wuseliger und dynamischer, sondern auch immer wärmer geworden. Dies unterstreicht der Heiligkreuzer Meteorologe Roger Perret. Im klimatischen 50-Jahre-Rückblick stellt er fest, die markanteste Entwicklung sei der Temperaturanstieg, «am besten sichtbar durch den armen und als tot erklärten Pizolgletscher». Bei den Temperaturen gebe es ein Archiv, das zum Beispiel die wärmsten Jahre in Bad Ragaz seit Messbeginn 1871 zeige. (Die für die Region relevanten Messstationen



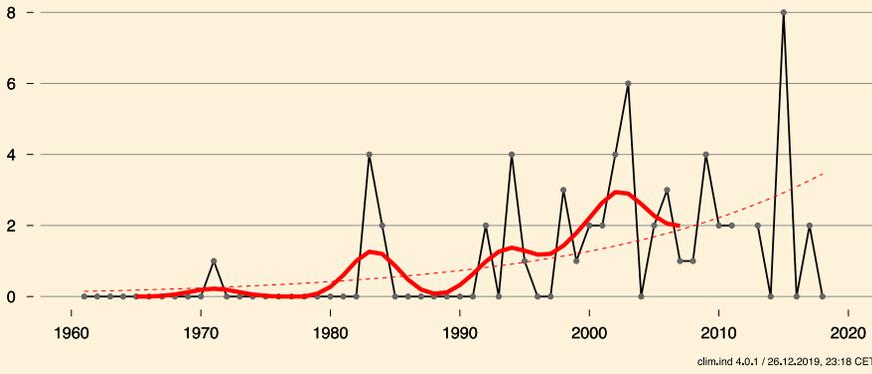
Macht Temperaturaufstieg deutlich: Der für tot erklärte Pizolgletscher.

Bild Hans Bärtsch

Tropennächte [Tmin >= 20°C] (days)
Kalenderjahr (Jan.–Dez.) 1961–2018

Bad Ragaz

© MeteoSchweiz
abs.trend [u/10yrs]: 0.84; rel.trend [%]: 478.6; p-value: 0.000 (logistic regression)

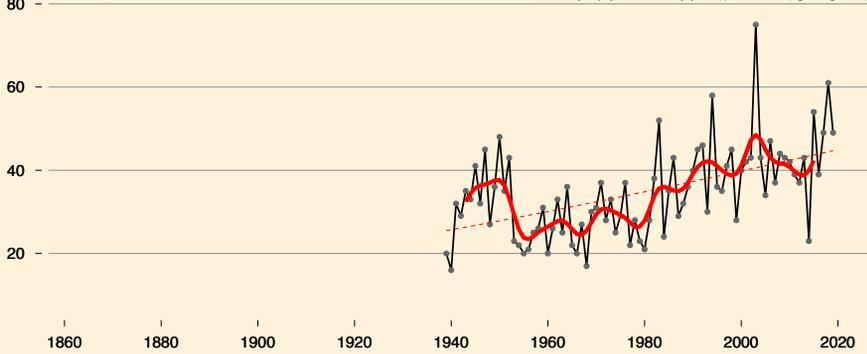


clim.ind 4.0.1 / 26.12.2019, 23:18 CET

Sommertage [Tmax >= 25°C] (Tage)
Sommer (JJA) 1939–2019

Bad Ragaz

© MeteoSchweiz
abs.trend [u/10yrs]: 2.39; rel.trend [%]: 56.4; p-value: 0.000 (logistic regression)

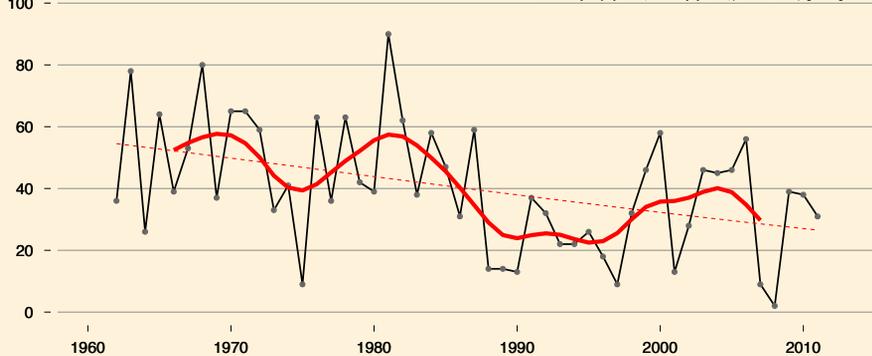


clim.ind 4.0.1 / 26.12.2019, 23:15 CET

Schneetage [Schneehöhe >= 1 cm] (Tage)
Winter (DJF) 1962–2011

Bad Ragaz

© MeteoSchweiz
abs.trend [u/10yrs]: -5.61; rel.trend [%]: -72.6; p-value: 0.003 (logistic regression)



clim.ind 4.0.1 / 26.12.2019, 23:05 CET



Gedenkfeier vor dem Pizolgletscher, oder was noch davon übrig ist.
Bilder Hans Bärtsch

stehen in Bad Ragaz, Vaduz und Chur.) Die zehn wärmsten Jahre finde man alle im Jahr 1999 und danach. «Das wärmste Jahr war 2018. 2019 liegt auf Rang 4.»

Die Temperaturen seien in den letzten 50 Jahren um mindestens ein Grad, seit der vorindustriellen Zeit (zwischen 1850 und 1900) sogar um rund zwei Grad angestiegen. «Entsprechend haben alle temperaturabhängigen Parameter reagiert.» So hätten zum Beispiel die Tropennächte (Tiefsttemperaturen über 20 Grad) deutlich zugenommen, während die Eistage (Maxima unter null Grad) und die Frosttage (Minima unter null Grad) deutlich abgenommen hätten. «Auf die durchschnittlich höheren Temperaturen reagiert haben zudem die Tage mit einer Schneedecke sowie die Tage mit Neuschnee»; sie hätten in tieferen Lagen deutlich abgenommen. Verbunden

damit musste man sich auch mit weniger Schnee abfinden: «Die schneereichsten Jahre in Bad Ragaz waren alle vor 2000.» Weniger Schnee gebe es insbesondere auch, weil mit den höheren Temperaturen die durchschnittliche Schneefallgrenze um 100 bis 200 Meter angestiegen sei. «Identische Lagen, die vor 50 Jahren noch knapp Schnee brachten, bringen heute im Tal nur noch Regen.»

Beim Niederschlag ergebe sich kein so klares Bild, es habe aber eher mehr kurzfristige Starkregen gegeben, während sich die totalen Regenmengen kaum verändert gezeigt hätten. Auch beim Wind und damit den Stürmen ergebe sich aus den Daten kaum eine Veränderung. «Zu erwarten wäre aufgrund der mit den höheren Temperaturen grösseren Energie in der Atmosphäre eine Zunahme, dies ist aber nicht zu erkennen.»

Von der Bäderklinik zum Rehaszentrum



Das Rehaszentrum in Valens feiert dieses Jahr – wie die «Terra plana» – sein 50-Jahr-Jubiläum. Die zu diesem Anlass zusammengestellte Chronik «In 50 Jahren von der Bäderklinik zum Rehaszentrum» wirft einen Blick zurück auf den Ursprung und das Wachsen der ursprünglichen Klinik bis hin zum international bekannten Rehaszentrum.

Das Jubiläum könnte ohne die Thermalquelle in der Taminaschlucht, die im Jahr 1240 entdeckt worden ist, nicht gefeiert werden. Die Chronik beginnt deshalb bei den Wurzeln und zeigt die Geschichte der Quelle sowie die des ebenfalls in der Schlucht erbauten Bad Pfäfers auf. Im Herbst 1969 schloss die Spitalabteilung im Bad Pfäfers ihre Pforten, am 14. Januar 1970 wurde die neu erbaute Bäderklinik in Valens eröffnet.

Blicke zurück und in die Zukunft

Ein Teil der Chronik widmet sich dem Thema Neurorehabilitation. Der ehemalige Chefarzt Neurologie und Neurorehabilitation Jürg Kesselring erzählt vom Aufbau der Neurologie in Valens («Wir begannen im Juli 1987 im ersten Stock des Altbaus mit 26 Bet-

ten, die schon bald permanent ausgebucht waren.»). Er zeigt die wissenschaftliche Tätigkeit auf und erklärt die Valenser Konzepte. Sein Nachfolger als Chefarzt, Roman Gonzenbach, widmet sich dem Thema Neurorehabilitation heute und morgen. Weitere Persönlichkeiten kommen ebenfalls mit kurzen Statements immer wieder zu Wort. Auch die Rehabilitation des Bewegungsapparates wird ausführlich vorgestellt. Otto Knüsel, bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2010 tätig als Chefarzt Rheumatologie, blickt zurück und zeigt die Geschichte der Rehabilitationsmedizin in der Schweiz auf. Er geht auch auf die Bedeutung der Rehabilitation ein. Der ärztliche Direktor und Chefarzt Klinik für Rheumatologie sowie internistische und muskuloskeletale Rehabilitation, Stefan Bachmann, widmet sich einem Ausblick auf die gesellschaftliche Entwicklung und zieht ein zukunftsbezogenes Fazit.

Auf der Sonnenterrasse

Der Pflege in der Rehabilitation ist ebenfalls ein Teil der Chronik gewidmet. Anfangs herrschte Personalknappheit in Valens. Mit den Jahren wurde der Fokus auf die Pflegeentwicklung gerichtet und

beispielsweise auch der Grundstein für die Hygienekommission gelegt. Im Jahr 2003 starteten die ersten Fachangestellten Gesundheit und Soziales ihre dreijährige Ausbildung in Valens. Mitarbeitende der Pflege werden in der Chronik näher vorgestellt und die Entwicklung der Therapien wird aufgezeigt – unter anderem das Bobath-Konzept oder die Therapie mit Unterstützung von Robotikgeräten. Spannend auch zu lesen, wie sich der Therapiebetrieb, der im Alten Bad Pfäfers mit Bädern, Wasseranwendungen, aber auch Physio- und Ergotherapie langsam Gestalt angenommen hatte, oben auf der Valenser Sonnenterrasse weiterentwickelt hat.

Von der Klinik zum Konzern

Zum Thema «Von der Bäderklinik zum Rehakonzern» kommt der CEO der Kliniken Valens, Till Hornung, zu Wort und erläutert die Entwicklung der Organisation in den vergangenen 50 Jahren. Als prägendes Moment in der Geschichte der Kliniken Valens nennt er das Jahr 2011, als das Rehaszentrum Walenstadtberg übernommen wurde (2014 folgte die Rheinburg-Klinik Walzenhausen, 2017 der Neuaufbau der

Die 92-seitige Chronik «In 50 Jahren von der Bäderklinik zum Rehaszentrum» ist für 20 Franken erhältlich an der Rezeption des Rehaszentrums in Valens oder bestellbar unter jubilaum@kliniken-valens.ch.

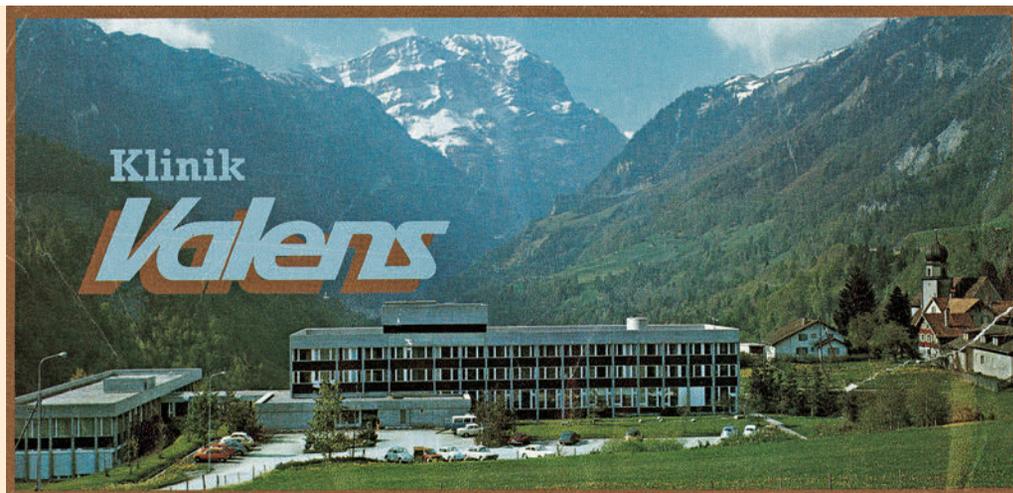
Bei den Föhnstürmen sei in der Schweiz eine gewisse Häufung festzustellen, allerdings nur in geringem Ausmass und eher schlecht nachweisbar.

Sechs grosse Stürme

Stürme gehören zu jenen Wetterereignissen, die sich sehr deutlich bemerkbar machen. Nicht selten hinterlassen sie sichtbare Spuren – und bleiben daher in Erinnerung. Regionalförster Thomas Brandes (Waldregion 3) nennt sechs grosse Sturmereignisse, die die Region seit 1970 besonders heftig heimgesucht haben. Dabei wird die Sturmgrösse forstlich beurteilt, das heisst anhand der Schadholzmenge (Volumen an Holz, das gestürzt oder abgebrochen wurde) im Verhältnis zur regulären forstlichen Holznutzung.

In der Waldregion 3 sind in den letzten Jahren rund 40 000 Kubikmeter Holz geerntet oder im Wald gefällt worden. «Verteilt auf ein Fussballfeld entspricht das einem 'Vollholzblock' von stattlichen acht Metern Höhe», wie Thomas Brandes veranschaulicht. Bei einem Schwellenwert von 25 Prozent (geworfene Holzmenge im Verhältnis zur aktuellen durchschnittlichen Jahresnutzung) stechen in den letzten 50 Jahren sechs Sturmereignisse hervor: 1983 haben Herbststürme 61 Prozent der aktuell durchschnittlich genutzten Holzmenge geworfen, im Februar 1990 hat sich Sturm Vivian mit 497 Prozent ausgetobt. Im Januar 1994 und im November 1996 hat der Föhn jeweils 26 respektive 27 Prozent der regulär genutzten Holzmenge «gefällt». Sturm Lothar im Dezember 1999 war zwar

ambulanten Reha in St.Gallen und aktuell die Übernahme der Klinik Gais]. Die Chronik lässt abschliessend auch Patienten zu Wort kommen, die ihre Sicht auf das Rehaszentrum Valens, ihre Erfahrungen und ihre gesundheitlichen Fortschritte schildern («Aufgeben ist keine Option.»). Eindrücklich auch Zahlen aus den Jahren 1970 und 2020, die miteinander verglichen werden: Aus anfänglichen 60 Betten und 65 Vollzeitstellen sind beispielsweise heute 149 Betten und 306 Vollzeitstellen geworden.



14. Januar 1970: Die moderne Bäderklinik wird eröffnet.



Mai 2012: Nach einem Jahr Bauzeit ist der neue Therapietrakt in Valens fertiggestellt.



Sonnenterrasse auf 920 Metern über Meer: Hier steht heute das Rehaszentrum Valens. Bilder Archiv Kliniken Valens



Sturm in Mels, 1990.

schweizweit das grösste Sturmereignis dieser Jahrzehnte («Er war mehr als doppelt so mächtig wie Vivian»), doch punkto Schadholz schlug er sich regional nur mit 30 Prozent nieder. Burglind im Januar 2018 erreichte mit 35 000 Kubikmeter geworfenem Holz einen Wert von 88 Prozent.

«Das grösste Sturmereignis in der Region war mit Abstand Vivian im Jahr 1990», sagt Thomas Brandes über die letzten fünf Jahrzehnte. Sturmschäden im Wald seien übrigens eine natürliche und auch regelmässige Erscheinung. «Sie gehören durchaus zum normalen Waldleben dazu.» Allerdings seien Waldbestände nach Stürmen für einige Jahre deutlich labiler und damit anfälliger.

Für die Windstärken der Stürme vor 1997 gibt es gemäss Roger Perret kaum regionale Messdaten. Die stärkste Böe in Bad Ragaz habe man am 3. Januar 2018 mit 139 km/h registriert (Sturm Burglind). Der stärkste Föhnsturm habe sich am 29. April 2012 mit 135 km/h niedergeschlagen. «Winde präsentieren sich lokal sehr verschieden, so hat jede Station andere Stürme in der Hitliste

vorn: Vaduz beispielsweise Lothar vom 26. Dezember 1999 mit 165 km/h und Chur einen Föhnsturm vom 26. September 2012 mit 113 km/h.»

Noch weniger Schnee im Tal

Blickt der Meteorologe in die Kristallkugel, sieht er «eine weitere Erwärmung in Abhängigkeit von der Entwicklung der emittierten Treibhausgase» kommen und «verbunden damit noch weniger häufig Schnee im Tal». Ausserdem rechnet er aufgrund der weiter zunehmenden Energie in der Atmosphäre mit mehr Starkniederschlägen («insbesondere kurzfristig mit Gewittern»), mehr Gewittern mit Hagel und mehr Stürmen («insbesondere Sturmböen bei Gewittern, eventuell auch mehr Westwind- und Föhnstürme»). Dazu kämen wohl auch längere Trockenperioden.

Klimatische Veränderungen gehören mit einiger Wahrscheinlichkeit zu jenen Themen, die die Gesellschaft auch in den nächsten Jahren beschäftigen werden. Ebenso Energiefragen, Finanzierungs-

fragen, Verteilungsfragen, Ernährungsfragen. Währenddessen dreht sich die Erde weiter. Dreht sich. Und dreht sich. Und dreht sich. In 50 Jahren wird sie wieder eine andere sein.

Versuchsstollen Hagerbach



Ein dritter überregional bekannter Jahrgänger und Mitjubililar ist der Versuchsstollen Hagerbach. 1970 gründete der Bergbauingenieur Rudolf Amberg das Unternehmen mit dem Ziel, ein einmaliges Umfeld für Versuche und Innovationen zu schaffen. Dieses Ziel wurde über die letzten fünf Jahrzehnte verfolgt, und so bietet der Stollen heute beste Voraussetzungen für Forschung, Entwicklung, Prüfung, 1:1-Versuche und Events. Der Untergrund soll auch in Zukunft nachhaltig genutzt werden. Partnerprojekte wie der Aquaponik-Prototyp oder das Datacenter im Untergrund markieren den Beginn der nächsten 50 Jahre der hagerbachschen Erfolgsgeschichte.



Sturm im Taminatal, 1990.



Sturm im Schilstal, 2020.

Bilder Archiv Waldregion 3 Sargans

Eine muntere Auswahl

Geschichte ist wie eine Perlenkette; sie schreibt sich durch eine mehr oder weniger zufällige Aneinanderreihung einzelner Ereignisse. Die Erzählung bleibt immer bruchstückhaft. Und so findet sich nachfolgend eine muntere Auswahl von kleineren und grösseren Ereignissen, die die Region in den letzten fünf Jahrzehnten geprägt haben.

Im gleichen Jahr, in dem der Pöstler die ersten «Terra plana»-Ausgaben in die Häuser trug, wurden etwa das Reha-zentrum in Valens, der Pizolpark in Mels oder der Versuchsstollen im Hagerbach eröffnet. Das Eisenbergwerk Gonzen war

da schon seit vier Jahren geschlossen und wurde erst 1983 als Schaubergwerk wiedereröffnet. Die Walensee-Autobahn gab es noch nicht, ebenfalls keine Gurten-tragpflicht oder Autobahnvignette, dafür wurden anfangs der Siebzigerjahre wegen der Benzinknappheit vom Bundesrat drei autofreie Sonntage verordnet. Das Alte Kino war noch ein altes Kino («E.T.» war dort anfangs der Achtzigerjahre ein riesiger Kassenerfolg), das fabriggli noch eine Fabrik. In der Sarganserländer Textilbranche ratterten noch die Maschinen. Die Schifffahrt auf dem Walensee erlebte dank Kooperation mit Tourismusorganisationen einen Aufschwung. Die Ferienregion war noch kein Heidiland. Das kleine Bergmädchen als Galions-

figur einer ganzen Tourismusregion hielt erst Einzug, als der Tourismusverband Sarganserland-Walensee 2009 durch die Heidiland Tourismus AG abgelöst wurde. Aktionäre sind die Tourismusvereine der beteiligten Gemeinden von Bad Ragaz bis Weesen und Filzbach.

Ein ganz wesentlicher Fortschritt für die Mobilität in der Region war der Ausbau des Strassennetzes. Werfen wir dazu einen Blick zurück in die Achtzigerjahre. Neben enthusiastischer Konsumfreude wuchsen weltweit ökologische Sorgen heran – etwa um Wald (Waldsterben), Luft (Ozonloch), Erde (Erwärmung). Die entsetzliche nukleare Katastrophe in Tschernobyl mobilisierte die AKW-Gegner. Noch heu-

Pizolpark Mels



Auch der Pizolpark in Mels feiert dieses Jahr sein 50-Jahr-Jubiläum. Das Einkaufszentrum wurde am 19. November 1970 als erster Migros Multi Markt (MMM) überhaupt eröffnet. Die Migros

steckte damals 23 Millionen Franken in den Neubau. 2005 und 2006 wurden noch einmal 65 Millionen Franken investiert: Der damals 35-jährige Pizolpark wurde komplett erneuert. Heute führt der

Supermarkt auf 4500 Quadratmetern das Vollsortiment der Migros. Darüber hinaus sind im Pizolpark weitere 29 Geschäfte, Gastro- und Dienstleistungsbetriebe eingemietet.



te unterstützt der Verein Tschernobylkinder Kinder und Jugendliche aus der betroffenen Region auf ihrem Lebensweg. Der Verein mit Sitz in Walenstadt führt uns zurück in die Region, wo in diesem Jahrzehnt (mindestens) eine wegweisende Veränderung eingeleitet wurde: In der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre konnte das Walensee-Autobahnstück eröffnet werden – der berühmte «Qualensee» gehörte der Vergangenheit an. Dank dem nur 13 Kilometer langen Stück Autobahn konnte man nun in der Regel ohne den berühmten Walensee-Stau gen Süden ziehen. Im selben Jahr, 1986, wurde übrigens Radio Gonzen aus der Taufe gehoben, ein Sender, der sich später zu Radio Ri und noch etwas später zu Radio FM1 wan-

delte. Und ein Jahr zuvor, am 15. Oktober 1985, wurde die N3 für eine spektakuläre Aktion genutzt: Das Militär sperrte die Nationalstrasse zwischen Walenstadt und Sargans und verwandelte sie für einen Tag in eine Notlandepiste. Ein Ereignis, das ziemlich viel Aufsehen erregte – und heute kaum mehr denkbar wäre.

Alte Fabriken erwachen zu neuem Leben

Es war ungefähr in den Neunzigern, als der Niedergang der grossen Textilfabriken begann: Die Weberei in Walenstadt schloss 1991, die Spinnerei in Murg 1996, ein Jahr später folgte die Fabrik Stoffel in Mels. Mit der Spinnerei Spoerry

in Flums verschwand dann 2009 die letzte der grossen Textilfabriken im Sarganserland. Ein Niedergang braucht nicht unbedingt ein Untergang zu sein. Die Industriebrachen wurden kreativ umgenutzt: In Flums entstand die Flumserei, in Murg das Lofthotel mit Sagibeiz und Sagisteg, in Mels das neue Loft-Quartier auf dem Stoffel-Areal. Auch in Walenstadt wurden die Bauten der Weberei in Gewerberäume und Lofts verwandelt. Auf dem Areal der alten Zementfabrik in Unterterzen wurde das Resort Walensee aus dem Boden gestampft. Dazu kamen kulturelle «Wiedergeburten» alter Industriebauten: So entstand zum Beispiel in einer einstigen Stickerei in Buchs 1980 das Kleintheater fabriggli.



Impressionen vom Pizolpark im Jahr 1970.

Bilder Pressestelle Migros

Auch im Werdenberg kümmerte man sich um alte Kostbarkeiten: 1960 wurde eine Stiftung gegründet, die die Restaurierung des Städtchens am Schlosshang einleitete. Das Schloss Werdenberg wurde als Museum zugänglich und seit 2009 gibt es hier jährlich eine Saison mit Kulturprogramm. Nicht weit davon ist eine weitere kulturelle Perle entstanden: 2000 wurde in Vaduz das Kunstmuseum Liechtenstein eröffnet. Eine Gruppe privater Stifter hat das moderne Gebäude, ein «schwarzer Kubus mit zart reflektierender Fassade», gemeinsam mit der Landesregierung und der Gemeinde Vaduz realisiert und dem Land geschenkt.



Eine spektakuläre Aktion: Das Militär sperrt die Nationalstrasse zwischen Sargans und Walenstadt für einen Tag und nutzt sie im Rahmen einer Übung als Notlandeplatz. Dies geschah gleich zweimal: am 28. September 1977 und am 15. Oktober 1985. © VBS

Eine Reise von der Tardisbrücke nach Ibicaba

Nadine Bantli, Vättis

Von Kolonialismus und Sklavenhandel

Die
Behandlung der Kolonisten

in der Provinz St. Paulo in Brasilien

und

deren Erhebung gegen ihre Bedrucker.

Ein Noth- und Hilfsruf an die Behörden und Menschen-
freunde der Länder und Staaten, welchen die
Kolonisten angehörten.

Dargestellt von dem ehemaligen Kolonisten

Thomas Davatz.

Chur 1858.

Druck von Leonh. Fisk.

Mit dem Bedrucken oder Herstellen von «Indiennes» produzierte die Schweiz einen bedeutenden Anteil am wichtigsten Tauschgut für den Sklavenhandel.
Bild Rémi Stoskopf



Die Schweiz hat keine Kolonien, sie hat nie welche erworben. Aber sie hat eine koloniale Vergangenheit – und in dieser dunklen Geschichte des Landes hat auch unsere Region ihre Spuren hinterlassen.

Es ist wohl eines der düstersten Kapitel der Landesgeschichte: Die Schweiz profitierte vor allem im Windschatten der Kolonialmächte von diesem Menschheitsverbrechen, das wir globalen Kolonialismus nennen. Weshalb? Weil die grossen Gelder im Handel mit kolonialen Gütern flossen, zu denen auch die Menschen aus den Kolonien zählten und an dem auch die Schweiz beteiligt war. Sie profitierte vom Sklavenhandel.

«Indiennes»: Kopiertes Know-how aus Indien

Das System der Sklaverei funktionierte bis Anfangs des 19. Jahrhunderts als Dreieckshandel. Das heisst, Stoffe aus Schweizer Produktion, Waffen und Alkohol wurden nach Westafrika verkauft. Dort nahmen die Schiffe neue Ware an Bord: Menschen, die versklavt und über den Atlantik verschachert wurden. Dann kehrten die Schiffe wieder nach Europa zurück, vollbeladen mit Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee oder anderen Kolonialwaren. Hans Fässler schreibt in seinem Buch «Reise in Schwarz-Weiss. Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei» ausserdem, dass die Schweiz im Verlauf des 18. Jahrhunderts über längere Zeit sogar mehr Baumwolle importierte als England. Diese Baumwollindustrie war es, die zum dynamisierenden Faktor der industriellen Entwicklung der Schweiz wurde «und mit dem Bedrucken oder Herstellen von ‘Indiennes’ auch einen bedeutenden Anteil am wichtigsten Tauschgut für den Sklavenhandel produzierte.»

Ursprünglich hatte man nur in Indien das Know-how, bedruckte Baumwolle herzustellen. Doch dann wurde diese Technik zur Herstellung bunt bedruckter Baumwollstoffe von den Niederländern und Briten kopiert. Sie machten sie mithilfe der Mechanisierung billiger und raubten der indischen Textilindustrie

so zunehmend ihre Grundlage. Die in Europa hergestellten hellen und erschwinglichen «Indiennes»-Stoffe wurden so beliebt, dass Sonnenkönig Ludwig XIV. dem Druck einheimischer Woll-, Seiden- und Leinenhersteller nachgeben und sie verbieten musste. Ein Glücksfall für die Schweiz: Französische Protestanten, die vor religiöser Verfolgung in die Schweiz flüchteten, gründeten in Genf und Neuenburg Textilfabriken. Von hier wurden die «Indiennes» über die Grenze nach Frankreich geschmuggelt. Die Nachfrage erreichte damals ihren Höhepunkt: 1785 wurde das Werk Fabrique-Neuve im neuenburgischen

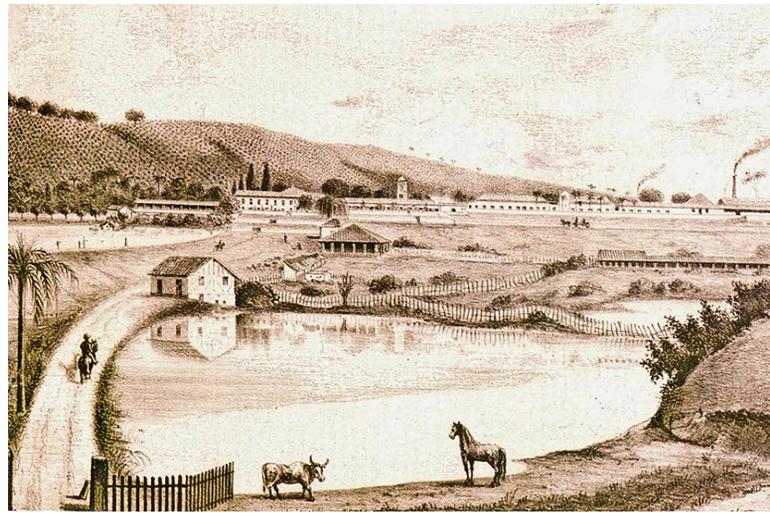
Schweizer Söldner in kolonialen Kriegen

Der Begriff Kolonialismus bezeichnet einfach gesagt die Eroberung und anschliessende Herrschaft über Gebiete in anderen Staaten, in denen die Menschen meist auch eine andere Lebensweise pflegen – und eine Kolonie ist dementsprechend ein auswärtiges abhängiges Gebiet eines Staates ohne eigene politische und wirtschaftliche Macht, in einem weiteren Sinne kann es auch ein Personenverband in einem Gebiet ausserhalb des angestammten Siedlungsgebietes sein. Die Schweiz hatte zwar nie Kolonien, und doch haben Schweizer Söldner im 18. und 19. Jahrhundert in fremden Diensten in kolonialen Kriegen gekämpft. Sie waren beispielsweise Teil der Eroberungen von Algerien, Marokko und des Kongo oder kämpften für Napoleon in Ägypten, während wieder andere Truppen auf holländischer Seite bei der Niederschlagung von Sklavenaufständen in Guyana oder Suriname halfen. Ihr Anreiz bestand vor allem im soliden Söldnergehalt, das ihnen winkte.

*Bild vorherige Seite:
In seinem Buch aus dem Jahr 1858 schildert Thomas Davatz seine Erlebnisse auf dem Ibicaba-Gutsbetrieb in Brasilien.*



Von der alten Tardisbrücke in Landquart aus starteten die Emigrantinnen und Emigranten ihre Reise nach Brasilien.
Bild zVg Paul Gantner



Der Ibcaba-Gutsbetrieb, auf dem Davatz und seine Anhänger ausgebeutet wurden.
Website de.glarusfamilytree.com

Cortaillod der grösste «Indiennes»-Hersteller in Europa.

Tardisbrücke machte Anfang

Hierzu gäbe es natürlich weit mehr zu erzählen, als in diesem kurzen Abriss Platz findet. Aber einem weiteren Kapitel sollen ebenfalls ein paar Zeilen gewidmet werden – denn obwohl die Schweizer öfter auf der Seite der Kolonisatoren standen, gehörten sie selten auch zu den Kolonisierten. Deutlich geschildert wird dies im 1858 veröffentlichten Buch «Die Behandlung der Kolonisten in der Provinz St. Paulo in Brasilien und deren Erhebung gegen ihre Bedrucker. Ein Not- und Hilfruf an die Behörden und Menschenfreunde der Länder und Staaten, welchen die Kolonisten angehörten» von Thomas Davatz. Geboren in Fanas, arbeitete Davatz dort wie auch in Fideris und Malans als Dorfschullehrer, bevor er in Begleitung seiner Familie und zusammen mit anderen Bündner und Ostschweizer Emigranten – insgesamt sollen es 338 gewesen sein – ins brasilianische Santos auswanderte. Davatz erhielt vor seiner Abreise von verschiedenen Prättigauer Gemeinden und der Bündner Regierung den Auftrag, einen Bericht darüber zu verfassen, ob Brasilien als Auswanderungsland für Bündner geeignet sei oder nicht.

Am 8. April 1855 bestiegen die Bündner unter der Führung von Thomas Davatz dann die Omnibusse und halboffenen Leiterwagen an der Tardisbrücke in Landquart, um damit in Richtung Walenstadt zu fahren. In Walenstadt gab es eine erste Zwischenverpflegung, bevor die Emigranten auf ein Dampf-

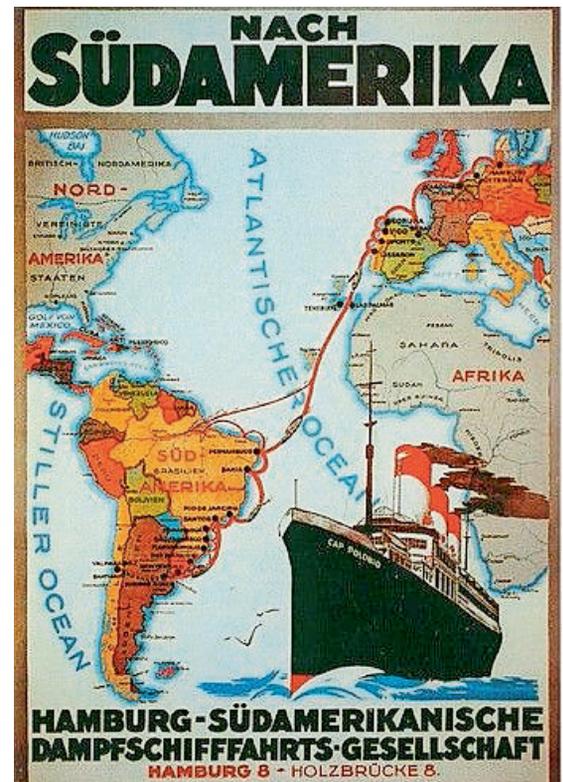
schiff und zwei Boote verteilt wurden. Von Weesen nach Rapperswil ging es nur noch mit den beiden Booten weiter. Als sie in Zürich ankamen, bestiegen die Bündner die Eisenbahn, um nach Baden zu gelangen. Die Reise führte weiter nach Brugg, Basel, Mannheim, Köln, Hannover, Minden, Haarbürg und Hamburg, wo eine Zwangspause von fünf Tagen eingelegt werden musste: Ihr Schiff «Kronprinz Ernst August» war auf seiner Retourfahrt von Nordamerika beschädigt worden.

Genug Wein auf der Seereise

Den Auswanderern wurde schnell bewusst, dass der Tod die Reihen unter ihnen lichten könnte. Es herrschte vorwiegend schlechtes Wetter, und die Feuchtigkeit führte dazu, dass viele schwer krank wurden. Ausserdem machte ihnen das ungewohnte Essen, der wenige Schlaf und der Reisetress zu schaffen: Das Kind eines Mitreisenden, das erst einige Tage vor Beginn der Reise geboren wurde, starb bereits in Hamburg. Auf der Reise wurde aber auch neues Leben geboren, Familie Rupert aus Mastrils erhielt nämlich wenig später Nachwuchs. Schliesslich konnten die Emigranten nach der fünftägigen Pause am 19. April an Bord des Schiffes gehen.

Über die Nordsee und den Atlantischen Ozean erreichten die Bündner nach 51 Tagen Seereise den Hafen von Santos, wo sie zum ersten Mal das ferne, neue Land betreten durften. Davatz spricht von einer geglückten Seereise, der Grund dafür dürfte wohl auch an der guten Ernährung an Bord liegen. Und ein bisschen vielleicht auch daran, dass es «während der ganzen Reise genug Wein» hatte.

In Santos durften sich die Kolonisten dann für sieben Tage ausruhen. Sie hatten bis zum 22. Juni Zeit, sich von den bisherigen Strapazen zu erholen und die Stadt anzuschauen. Ihre Unterkünfte waren stallähnliche Gebilde, als Schlafunterlage dienten Schiffsmatratzen – oder die blosse Erde. Das Essen, das sie erhielten, bestand am Morgen aus Kaffee und zwei kleinen Weizenbrötchen, am Mittag gab es jeweils frisches Rindfleisch mit dicker Reis- oder Bohnensuppe und zum Abendessen stand eine dicke Suppe, in der Speck und eine Art Kartoffel eingekocht war, auf dem Speisezettel.



Mit diesem Plakat wurde die Schifffahrt von Hamburg nach Südamerika beworben.



Thomas Davatz, ein Bündner Lehrer, führte über 300 Ostschweizer nach St. Paulo in Brasilien.

Anstrengende Landreise nach Ibicaba

Nach dieser Woche wurden die Kolonisten auf drei verschiedene Kolonien aufgeteilt. Die Landreisen zu den jeweiligen Plantagen dauerten daher unterschiedlich lange, und nur für Kinder und schwache Personen wurden Tiere zur Verfügung gestellt. Kräftigere Leute mussten zu Fuss gehen oder bezahlten extra für ein Tier. Davatz reiste zur Kolonie Ibicaba. Die Landreise in Brasilien wird als viel anstrengender beschrieben als die Seereise, denn die Strassen waren teilweise sehr steil und in erbärmlichem Zustand. Am 8. Juli 1855, also genau drei Monate nachdem die Reise bei der Tardisbrücke begonnen hatte, erreichte Davatz mit einigen der Bündner Auswanderern und gemeinsam mit anderen Schweizer Kolonisten sein Ziel in Ibicaba.

Dass die Landreise so lange dauerte, hatte verschiedene Gründe: Morgens mussten die Maultiere, die nachts nicht angebunden waren, eingefangen und beladen werden – je nachdem, wie schnell die Tiere gefunden wurden, verzögerte sich die Weiterreise nach dem Morgenessen. Pro Tag wurde durchschnittlich nur etwa drei bis fünf Stunden marschiert, bevor die Truppe gegen Nachmittag das nächste Nachtlager erreichte. Man lud die Tiere ab, sammelte Holz, Gras und

Sträucher zum Kochen und Schlafen und richtete sich dann für das Abendessen und die Nacht ein. Abends wurde jeweils auch gleich das Essen für den kommenden Mittag gekocht.

«Wie gewöhnliche Kaufmannsware, oder wie Sklaven»

Dieses zweite Kapitel ist Teil des Reiseberichts, der wiederum zum versprochenen Bericht gehörte, den Thomas Davatz nach etwa einem Jahr im Geheimen, um die Zensur seiner Korrespondenz zu umgehen, in die Schweiz schickte. Ein Skandal in Europa und Schwierigkeiten mit den brasilianischen Gutsherren wurden ausgelöst durch die Aussage Davatz', dass «die Siedler von den brillanten Versprechungen der Regierung getäuscht und einem sklavenähnlichen Regime unterworfen waren». Die Siedler befürchteten, dass ihr Anführer und Beschützer Davatz bestraft oder gar inhaftiert werden könnte. So versammelten sie sich, um ihn zu verteidigen, und umzingelten am 24. Dezember 1856 das Hauptquartier des Landguts – diese Konfrontation wird später in die Geschichte eingehen als Aufstand von Ibicaba. Bis im März des nächsten Jahres blieb Davatz auf dem Landgut, bevor er sich allein nach Rio de Janeiro zurückzog und noch im selben Jahr mit seiner Familie nach Europa heimkehrte.

Im erwähnten Buch über die Behandlung der Kolonisten legte er seine Erfahrungen mit der klaren Absicht dar, die Auswanderungsbewegung zu bekämpfen, die in seiner Heimat ausgelöst wurde. Darin steht beispielsweise wortwörtlich geschrieben: «... so wie auch bei der ziemlich gewöhnlichen Rechtslosigkeit der Kolonisten in der Provinz St. Paulo müssen sie sich auch in Bezug auf manchen wichtigen Punkt fast ebenso willenlos behandeln lassen, wie gewöhnliche Kaufmannsware, oder wie Sklaven.» Davatz selbst bedauerte zutiefst,

Sklaverei quer durch die Schweiz

Hans Fässler erzählt in seinem Buch die spannenden Geschichten von schweizerischen Kaufleuten, Bankiers, Finanziers, Siedlern, Reisenden und Offizieren. Eine solche Aufarbeitung der Schweizer Geschichte bedeutet nicht, die humanitäre Tradition und guten Dienste negieren zu wollen. Aber, so steht es im Vorwort des Buches, «zu akzeptieren, dass es neben dem Genfer Henri Dunant, dem Gründer des Roten Kreuzes, auch einen gewissen Charles-Alexandre Dunant gab, auch er ein Genfer und zudem ein Sklavenhalter in Surinam.» Fässlers Ortstermine reichen dabei querbeet durch die Schweiz, von Chur über Rorschach bis nach Basel oder Vevey. Der Autor und linke St.Galler Aktivist hat beispielsweise auch ein Schweizer Komitee für Reparationszahlungen an Sklaverei-Nachkommen gegründet.

nach Brasilien ausgewandert zu sein, und fühlte sich auch für das unglückliche Schicksal verantwortlich, das er seinen Freunden zugefügt hatte. Aufgrund seines Werkes wurde in Europa eine strenge Kampagne gegen die Auswanderung organisiert. Grossen literarischen Wert hat das Buch zwar keinen, es gilt aber als eines der wichtigsten Dokumente der deutsch-schweizerischen Kolonisierung in Brasilien.

Thomas Davatz dürfte wohl zu den bekanntesten Auswanderern zählen – aber er war bei Weitem nicht der einzige, der sich mit einer kleineren oder grösseren Gruppe in die Ferne aufmachte. Zwar ist die Erhebung genauer Zahlen über Ausgewanderte im 19. Jahrhundert kaum möglich, aus Statistiken geht allerdings hervor, dass in diesen Jahren im Kanton St. Gallen am meisten Menschen aus den Bezirken Sargans und Werdenberg ausgewandert sind, jedoch mehrheitlich nach Nordamerika.

Zum Weiterlesen:

Die Behandlung der Kolonisten in der Provinz St. Paulo in Brasilien und deren Erhebung gegen ihre Bedrücker. Thomas Davatz. Chur 1858. Druck von Leonh. Hitz.

Reise in Schwarz-Weiss, Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei. Hans Fässler. 340 Seiten, 3. Auflage, 2006. Rotpunktverlag.

Ibicaba, Das Paradies in den Köpfen. Eveline Hasler. 288 Seiten, 15. Auflage, 2017. DTV Verlag.

Reisebericht Davatz vollständig: www.bonadurer.ch/emigration_brasilien_teiltext.htm#_Toc155861780

Pisten präparieren am Pizol

Gianluca Volpe, Sevelen und Susan Rupp, Bad Ragaz

Vom «Träppala» mit Skiern zum Fahren mit modernsten Maschinen



Frühmorgens die unberührte und makellos gerillte Piste runterflitzen – was heute selbstverständlich ist, war nicht immer so. Wir werfen einen Blick zurück auf die Pistenpräparation am Pizol mit Peter Thut, langjähriger Pistenmaschinenfahrer, der auf eine Fahrt im «Cockpit am Berg» einlädt.

Die Sonne senkt sich langsam hinter den Berg und wirft Schatten über die Skipisten des Pizolgebiets. Während sich viele Berufstätige auf den Feierabend freuen, beginnt für die Pistenpräparier-Crew am Pizol der Arbeitstag. Auch die 530 PS starke «Rosie» und ihre zwei Kolleginnen im Pardieler Fuhrpark stehen bereit. Der Ragazer Pistenmaschinenfahrer Peter Thut ebenfalls. «Dies ist mein 31. Winter als Pistenmaschinenfahrer hier am Berg», sagt der 50-Jährige.

Er erinnert sich, bereits mit sieben Jahren in den Pistenmaschinen mitgefahren zu sein. «Wir waren im Ferienhaus auf Pardiell und ich hatte ein gebrochenes Bein. Die Fahrer hatten Mitleid mit mir, und so durfte ich im Rattrac mitfahren. Ich sass rechts vom Fahrer,

auf der Werkzeugkiste.» Da hat sie angefangen, seine Faszination fürs Pistenmaschinenfahren. Allerdings war das Pistenpräparieren da noch nicht gang und gäbe. Viele mögen sich an Skirennen zu Schulzeiten erinnern, wo zuerst die Piste mit Tritteln und Träppeln «präpariert» werden musste, um sie danach runterzuflitzen. Die Zeit, als die Skier möglichst lang und die Beine beim Kurzschiwingen möglichst eng beieinander sein mussten. Das lange Anstehen am Bügellift, die Angst, dass es einen in die Luft hebt, wenn das Trassee zu tief lag, die Kälte, das helmlose Skifahren. Die Zeit, als Buckelpistenfahren der Normalfall war, weil eine Piste als präparierte Fläche einfach schlicht nicht vorhanden war. Der Blick zurück lässt einen eintauchen in prägende Wintererinnerungen.

*Blick ins topmoderne Cockpit: Gelenkt und gesteuert wird alles per Joystick.
Bild Gianluca Volpe*



*Bild vorherige Seite:
Blaue Stunde: Die Rillen auf den Pisten im letzten Abendlicht.
Bild Gianluca Volpe*



«Ein erster Schritt in Richtung Pistenmaschinen sind die handgezogenen Fässer oder Walzen gewesen – mit je einem Skifahrer vorne und hinten zum Steuern –, womit die Pisten flach gerollt worden sind», erzählt Peter Thut beim Fahren – und bringt einen zurück in die Realität. Der Skisport sei mehr und mehr in Mode gekommen und somit sei der Bedarf, den Schnee auf den Pisten zu komprimieren, angestiegen. «Anfang der 60er-Jahre kamen die ersten Maschinen zur Pistenpräparation auf, 'do isch ma zerscht amol verussa ghockt, bis ma d'Idee ka het, a Kabina z'baua für dr Fahrer', erzählt Peter Thut. Ernst Prinoth, ein Ingenieur und Rennfahrer aus dem Südtirol, konstruierte einen Prototyp mit dem Namen P60, der dann zwei Jahre später als P15 in Serie ging. Parallel dazu kam ein Pistenfahrzeug der Marke Ratrac (Ratrac S) auf den europäischen Markt, während in den USA, seit der Olympiade 1960 in Squaw Valley, sich vor allem

Bombardier an die Entwicklung von Pistenfahrzeugen machte. «Diese Fahrzeuge verfügten über einen Benzinmotor mit mechanischem Getriebe und Antrieb für die Raupen, funktionierten also wie ein Auto auf Raupen.» Man sah aber schnell, dass es für eine bessere Präparation Zusatzgeräte an diesen Maschinen brauchte, und so wurden sie in den weiteren Jahren mit Walzen, Räumschildern oder Fräsen erweitert. Die Antriebsart änderte sich erst 1968, als die Firma Kässbohrer bei ihrem Markteintritt mit einem hydrostatischen Antrieb eine Wende herbeiführte.

Zurück in der Gegenwart heisst es nach dem Warmlaufen der Maschinen hinter der alten Bergstation: «Einstiegen!» Also über die Raupen klettern und neben dem Pistenbaumeister Platz nehmen. Der moderne, graue 14-Töner der Marke Prinoth ist neben seinem Namen «Rosie» mit dem silbernen Schriftzug «Leitwolf» angeschrieben. Thut fährt los und taucht gleich mal gefühlt senkrecht

links hinunter über eine Kuppe, es geht in Richtung Schwamm. Nach dem Pistenpräparieren in der Fläche wird zum ersten Mal ein Anker angefahren und das über 1000 Meter lange Windenseil des Pistenfahrzeugs bei der alten Bergstation des Schwammlifts eingehängt. Dies hilft beim Schneestossen im steilen Hang. Denn: «Grundsätzlich schieben wir den Schnee immer nach oben und in die Mitte der Piste. Runter und an den Rand kommt er von selbst, also durch die Benutzung der Schneesportler», so Thut während der ersten steilen Fahrt nach oben, die man beinahe liegend verbringt. Und an vielen Stellen unterstütze die Winde dieses Raufstossen, weil der Antrieb nur über die beiden Raupen des Fahrzeugs die Piste zerstören würde. Also merke: keine schöne Piste ohne Anker für das wichtige Windenseil. Und Ankerpunkte werden im Laufe des Abends noch so einige angefahren, um das Seil von «Rosie» daran einzuhängen. «Am Anfang liess man Pistenfahrzeuge

Am Flumserberg: Zwei Männer lenken auf Skiern eine Walze, welche den Schnee festdrückt. Bild Skimuseum Hess Bad Ragaz



an festgemachten Seilwinden die steilen Hänge hinunter, erst in den 90er-Jahren wurden erste Fahrzeuge mit Windenaufbau erweitert», erzählt Thut. «Ende der 90er-Jahre hatten wir auch am Pizol die ersten Windenfahrzeuge angeschafft und begannen sukzessive mit der Erstellung der verschiedenen Ankerpunkte im Gelände. Heute sind es über 70 im ganzen Gebiet.»

«Früher ist man einfach bei Neuschnee ein paar Runden gefahren und habe so versucht, den Schnee etwas festzufahren, um ein paar Spuren für die Skifahrer zu bieten. Man hat den Pistenaufbau und die Umwandlung des Schnees als Fahrer nicht wirklich verstanden, hatte aber auch nicht die Geräte dazu, um mehr zu machen», so Thut, während er routiniert die Maschine über das schier endlose Weiss steuert. Das Pistenmachen sei neben dem eigentlichen Dienst an der Bergstation oder am Bügellift erledigt worden. «Wer gerade Zeit hatte, fuhr mal wieder die Piste hinauf und wieder runter, alles tagsüber.» Das sei eine ganz andere Zeit gewesen, es hätten aber auch ganz andere Ansprüche geherrscht. «Heutzutage besuchen angehende Pistenmaschinenfahrerinnen

und -fahrer nach der ersten gefahrenen Wintersaison einen zweitägigen Maschinenfahrerkurs, wo ihnen alles zum Pistenaufbau und zur Pistensicherheit inkl. Lawinenkunde vermittelt wird. Alles Weitere lernt man, indem man es macht, also Learning by Doing.» Aus dem früheren «nebenbei etwas Schnee festdrücken» ist im Laufe der Zeit also vollamtliche Profiarbeit geworden.

Der Himmel verfärbt sich währenddessen über den Churfirsten goldig, gegen das Bündnerland wird es rosaviolett, die blaue Stunde taucht alles in ein magisches Licht. Die Saison für die Pistenfahrer dauert ungefähr vom 1. Dezember bis 31. März. «Und im Juli freu ich mich jeweils schon wieder auf den Schnee», so Thut, der die übrigen Monate des Jahres als Langstreckenpilot bei der Swiss arbeitet, als die Fahrt nach einem Fotohalt weitergeht. Sechs grosse Pistenmaschinen und eine kleinere sind am Pizol in Betrieb, neun Vollzeitstellen in Wangs und Bad Ragaz sind aufgeteilt in mehrere Pensen. Und beim gemeinsamen Znacht nach rund vier Stunden Arbeit betonen die drei Pistenbauer: «Der Pizol ist ein einziger Berg, wir arbeiten zusammen. Wir helfen einander, auch

Die hydrostatische Antriebsart von Kässbohrer hat sich bei allen Anbietern durchgesetzt. Beim Hydrostat erzeugt der Motor die Leistung, welche er benötigt, um ein Getriebe mit diversen Hydraulikpumpen mit Kraft zu versorgen. Diese Kraft wird über ölgefüllte Leitungen zu den verschiedenen Benützern (wie Raupen, Fräse, Winde, Räumschild etc.) geführt und dort mit einer Antriebspumpe oder einem Zylinder wieder in Kraft umgewandelt. D.h.: Der Motor kann im besten Drehmoment betrieben werden und versorgt seine Verbraucher mit der nötigen Kraft. Geregelt wird der Durchfluss elektrisch.



Prinoth P15 noch ohne Kabine.



Alte Ansichten von Bad Ragaz-Pizol: Der Schlepplift befördert die Skigäste auf 2200 m ü. M. Bilder Stiftung Ragaziana

wenn der eine eher auf der Ragazer Seite fährt und der andere eher in Wangs.» Dieses unaufgeregte, felsenfeste und beeindruckende Teamwork zeigt sich im Laufe des Abends immer wieder.

Dass man abends gemeinsam am Berg arbeitet, war nicht immer so. Erst seit den 90er-Jahren hat sich die abendliche – und umso eindrucklichere – Fahrt mit den Pistenmaschinen etabliert. Auch eine Pistenverbindung zwischen Bad Ragaz und Wangs wurde erst damals geschaffen. «Früher war es eher schwierig, rüberzukommen», erinnert sich Thut.

«Am Pizol waren wir in den 70er-Jahren auf Pardiel mit der sogenannten 'Roten Gams' der Firma Ratrac mit einer Walze, später auch noch mit einem Ratrac SWB mit Räumschild unterwegs. Auf der Furt in Wangs hatte man sich für den Prinoth Big entschieden, der vom Pistenbild her schon sehr fortschrittlich war und die ersten 'Rillen' zeichnete.» Diese Maschinen wurden Ende der 70er

durch die neusten Versionen von Kässbohrer (Pistenbully PB170 und dann Pistenbully PB200 – «das war meine erste Maschine!») ersetzt. Da ging es auch bereits um mehr als um Schnee flach drücken, der Schnee wurde schon ge-fräst und man hat «d Püggel usagnoh», versuchte also aus der Buckelpiste eine Fläche zu machen.

In den 80er-Jahren haben in Sachen Pistenmaschinen die Firmen Prinoth und Kässbohrer die Nase vorn gehabt. Leitner und Ratrac waren vereinzelt noch vertreten.

Die Fahrt über die blaue Piste hinauf zum Punkt 22 nutzt Peter Thut für etwas Theorie zur Pistenpräparation, denn dahinter stecke eine ganze Wissenschaft. Das Bewusstsein darüber entstand aber erst in den 80er-Jahren. Am Pizol sei ein grosser Schritt vom «Drüberfahren und Schnee festdrücken» zum eigentlichen Pistenaufbau Ende der 90er-Jahre passiert. Schon bei den ersten Schweizer Meisterschaften



auf der Ragazer Seite am Pizol hat man seitenübergreifend zusammengearbeitet und breite Anwendungen zum Pistenaufbau angewendet. Bei den zweiten ausgetragenen Schweizer Meisterschaften im 2008 (Super-G) habe der ganze Berg ausgezeichnet zusammengearbeitet, um perfekte Pistenverhältnisse zu zaubern. Das Schweizerische Lawinenforschungsinstitut in Davos habe in diesem Zusammenhang viel Arbeit geleistet, geforscht und die Bergbahnen informiert. «Aus diesen Erkenntnissen gingen auch die technischen Entwicklungen hervor und es wurde über die lange Zeit der Entwicklung je länger, desto mehr mit dem Schnee gearbeitet», erinnert sich Thut. «Wir müssen unseren Werkstoff, den Schnee, kennen», betont er. «Wasser kann nicht nur fest, in Gasform oder flüssig sein, sondern auch kristallin. Dieser spezielle Zustand entsteht nur dann, wenn das Wasser in der Luft verwirbeln kann. Dann binden sich einzelne Eiskristalle an einen Wasserkern und bilden so eine Schneeflocke. Schnee kann bereits mit blosser Kraft etwas verdichtet werden. Was danach folgt, ist aber das Highlight:

nämlich die Sinterung, also das Zusammenwachsen der einzelnen Schneekristalle», so Thut begeistert. «Dieser Prozess dauert etwa acht Stunden und findet zwischen etwa minus zehn und plus vier Grad statt. Da die Sinterung nur an den Berührungspunkten dieser Schneekristalle stattfindet, werden diese mit der Fräse, so gut es geht, zerstückelt, denn je feiner die Mischung, desto enger zusammen sind die einzelnen Teile und umso öfter berühren sie sich.» Ist der Schnee dann «gesintert», sinkt man nicht mehr ein, sondern hat eine griffige Oberfläche. «Die Sinterung ist also für den Pistenzauber zuständig.» Dann kommen die skipistentypischen Rillen ins Spiel, die von den schweren Finishern hinten an der Fräse produziert werden. «Diese Rillen dienen nicht etwa der Zierde, sondern haben einen rein praktischen Zweck», so Thut, «dadurch wird die Oberfläche des Schnees verdoppelt. Und da die Sinterung mit der Umgebungsluft den Temperaturengleich sucht, versuchen wir so viel Abstrahlungsfläche wie möglich zu schaffen. Doppelte Fläche heisst effizientere Sinterung und folglich eine bessere Ski-



Wintersaison 2009/10 mit 2 PB300 ohne Winde, PB300 Polar, PB600 und PB400.



Buckel so gross, dass Kinder sich dahinter verstecken konnten...

Armin Hess (Mels) hat von 1975 bis 2013 ganzjährig als Betriebsmechaniker bei den Pizolbahnen gearbeitet. Im Winter hat auch das Pistenmaschinenfahren zu seinen Aufgaben gehört.

Von Susan Rupp

Nach der Ausbildung zum Automechaniker in Bad Ragaz und einigen Jahren Berufserfahrung hat Armin Hess 1971 zu einer Transportfirma gewechselt, musste in St.Gallen die Lastwagenprüfung machen («eine Fahrstunde hat 29 Franken gekostet!»), hat sich aber schon immer gewünscht, bei den Pizolbahnen arbeiten zu können. Im Sommer 1975, während die Gondelbahn Wangs-Furt erneuert wurde, war es so weit und er begann zu einer spannenden Zeit als Betriebsmechaniker. «Ich habe alles gemacht, – und bin im Winter zusätzlich auch mit den

Pistenmaschinen gefahren», erinnert er sich an die Anfänge. Zuerst seien es Pistenmaschinen mit mechanischem Antrieb gewesen wie der Ratrac SW, «da musste man die ganze Zeit kuppeln und schalten»

– wie in einem Auto. Danach sei der Kässbohrer (mit Hydrostat) in Betrieb genommen worden, der hatte dann auch schon ein «Glettbrett», um den Schnee flach zu drücken. Aber die Pisten hätten dennoch meistens so grosse Buckel gehabt, dass sich Kinder dahinter verstecken konnten. «Mit den Maschinen musste man dann auf den Püggeln einfach etwas hin- und herfahren, um sie flacher zu machen», sagt er und lacht. Aber die Skifahrerinnen und Skifahrer hätten sich damals über die Buckelpiste nicht geärgert, «das war einfach so».



Als schneemässig besten Winter bezeichnet er die Saison 1980/81 («ein Gewaltswinter!»), in der auch die Schweizer Meisterschaft der Herren am Pizol ausgetragen worden ist. Damals sind zwei neue Prinoth Pic 200-Maschinen in Betrieb genommen worden und «wir sind mit Pistenmachen 109 Tage lang bis ins Tal gefahren!»

Er erinnert sich an unzählige Reparaturen, die er alle selber vorgenommen hat, manchmal wenn nötig auch mitten auf der Piste. Einmal hat es ihm bei der Fahrt in Richtung Wissi Stei einen Schlauch verjagt, während es geschneit hat wie verrückt. Er wollte erst einfach die Maschine stehen lassen und am nächsten Tag alles erledigen, hat sich dann aber anders entschieden. Heisst: raus aus der



Entwicklung der Winden: Links PB300 Jg. 2001, rechts Leitwolf Jg. 2019 – Während erst mit fest fixierten Winden die Pistenmaschinen die Hänge heruntergelassen wurden, werden ab den 90er-Jahren die Winden direkt auf die Maschinen angebaut. Der Haken am Ende des Seils wird jeweils vom Fahrer an fixen Ankerpunkten im Gelände eingehängt. Bilder Peter Thut/Gianluca Volpe

Kabine, eine Grube schaufeln, um unter die Maschine kriechen und den Schlauch reparieren zu können. Gesagt, getan. Am nächsten Morgen dann der grosse Schreck: Dort, wo er in der Nacht zuvor noch die Reparatur vorgenommen hatte, war alles meterhoch von einer Lawine verschüttet...

Selber ist er mit der Pistenmaschine auch einmal in ein Schneebrett geraten. Wie eine weisse Welle habe er den Schnee kommen sehen und dann habe es die Maschine samt Patrouilleur hinten auf der Brücke mitgerissen. Er erinnert sich noch gut an die Erleichterung, als plötzlich von hinten jemand den Schnee vom Fenster der Fahrerkabine gewischt hat und er ins Gesicht des Patrouilleurs geblickt hat. «Dann haben wir um Hilfe gefunkt», so Hess und die anderen Pistenmaschinenfahrer sind gekommen. Erst musste man

den Schnee rund ums Fahrzeug wegführen, dann allen Schnee aus den Raupen schaufeln. Erst danach wurden die Pisten fertig präpariert.

Auch an Fahrten im stockdicken Nebel denkt er zurück. Dann, wenn auch diejenigen, die den Berg wie ihre Westentasche kennen, nicht mehr wissen, wo sie sind. «Im Nebel bist du verschossen», bringt es Hess auf den Punkt. Man könne das Gebiet noch so gut kennen, das nütze alles nichts.

Auch habe man in den alten Maschinen bei starkem Wind oder Schneefall nichts mehr gesehen, die Scheibenheizung war nicht stark genug. «Kein Vergleich zu heute», sagt Hess und winkt ab. Er erinnert sich auch daran, dass er als erster am Pizol eine Pistenmaschine mit Winde fahren durfte («do hani a rehti Mainig

gha!)), die aber beim Losfahren nach der ersten Pause bereits einen Totalausfall erlitten hat.

Angesprochen auf den Wechsel vom Fahren am Tag zum nächtlichen Pistenpräparieren, kommt er ins Schwärmen: «Das war das Schönste – eine Vollmondnacht und ein halber Meter Neuschnee!» Den Berg dann praktisch für sich alleine zu haben, die Aussicht zu geniessen, das hat er in allerbesten Erinnerung. Alles in allem blickt er sowieso sehr dankbar auf seine 38 Jahre als Angestellter bei den Pizolbahnen zurück («es gibt keinen Tag, wo ich nicht gern zur Arbeit gegangen bin»), betont die gute Zusammenarbeit mit der Ragazer Seite und sagt, dass er auch immer gute Chefs gehabt habe. Und offenbar unzählige gute Erinnerungen an die Zeit als Betriebsmechaniker und Pistenmaschinenfahrer am Pizol...



Der Mond am Sternenhimmel: Begleitet die Pistenmaschinenfahrer bei ihrer allnächtlichen Arbeit am Berg.
Bild Gianluca Volpe

piste.» Präpariert werden die obersten acht bis zehn Zentimeter, denn diese werden an einem durchschnittlichen Wochentag von den Skifahrerinnen und Snowboardern genutzt», so Peter Thut weiter, während er den Steilhang der roten Piste in einem perfektionierten Muster rauf und runter fährt und keine Strecke doppelt befährt. «Ein effizienter Fahrer denkt bereits bei der ersten Spur an die letzte», erklärt er. Routine, Erfahrung, Wissen. Beim prüfenden Blick auf die fast makellos glatte Piste ergänzt er: «Und das Auge fährt immer mit», denn Pistenbauer seien auch eine Art Landschaftsarchitekten. Ihm kommt hier sicher zugute, dass er den Berg mit seinen Begebenheiten von Kindesbeinen an kennt. «Mein Grossvater hat 1953 die alte Pizolbahn gebaut.»

In der rüttelnden Pistenmaschine zeigt der Bildschirm, der auch die Schneetiefe unter der Maschine verrät, dass diese zwischen 40 Zentimetern und fast vier Metern variiert. Durchschnittlich liegt 1,50 Meter Schnee auf der Piste. Dabei ist der Wind Segen und Fluch, hilft er doch anfangs Winter beim Zuschneien der grossen Mulden und Löcher auf den hügeligen Alpweiden, raubt aber im Winter auch kost-

bare Zentimeter an frisch gefallener Schneedecke. Immerhin ist der Kunstschnee beziehungsweise der technische Schnee ja auch noch als Grundlage vorhanden. Auch das Rausschauen beeindruckt, die Berge, die glitzernden Lichter im Tal. «Der schönste Arbeitsplatz der Welt», sagt Peter Thut, während unter den Raupen die perfekte Carvingpiste entsteht. Über der glatten, weissen Pracht funkeln die Sterne im dunklen Himmel, Sternbilder sind deutlich erkennbar. Der Blick über die heimatlichen Berge macht das Herz weit und die Sorgen klein. Andächtiges Staunen wechselt sich im Cockpit mit fröhlichem Witzeln oder dem Beantworten von Funksprüchen der Kollegen. Es wird viel geredet, gefragt, besprochen. Gleichzeitig verrichtet der erfahrene Fachmann die ganze Arbeit: nicht nur die Maschine nach dem perfekten Plan in seinem Kopf fahren, sondern auch mit dem Joystick in der rechten Hand die Pflughöhe variieren, die «Öhrli» richtig aufklappen, die Frästiefe bestimmen sowie den Druck der Finisher.

Und mal wieder zeigt sich beim Blick hinter die Kulissen: Da steckt so viel mehr dahinter, als man denkt.

Dieser Beitrag basiert auf der Reportage «Mit dem Pistenfuchs durch die Nacht» vom Freitag, 18. Februar 2022, im «Sarganserland».